Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 30

Artikel: Der schönste Fleck des Schweizerlandes

Autor: Züricher, U.W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645451

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und wieder der eine, ein ranker Junge:
„Der Arbeitsdienst ist wieder im Schwunge,
Wie wär's? „Famos", der andere lacht:
„Arbeitsdienst, freiwillig! Wird gemacht!"

Sie melden des anderen Tags sich an.
Den Rucksack gebuckelt, geht's zur Bahn
Mit andern Studenten und jungen Leuten,
Die Arbeitsdienst als Befreiung deuten,
Befreiung von Sorgen um tägliches Brot,
Aufatmen aus harter Krisennot ....

Schon hält der Zug. Die Halde hinan
Stapfen die Jungen. Man spricht vom Plan
Der Arbeit, denen dort beizustehn,
Die sehnend aus nach Hilfe sehn.
Ein dunkler Bergwald schluckt den Harst.
Schon hier ein grausiges Wetter barst,
Fällte die Tannen, die starken, geraden
Und legte sie hin in sterbende Schwaden.
Hinaus aus dem Dunkel, hinan zum Kamm!
Ein Dörflein steht im Moränenschlamm,
Kein Weg mehr, alles zerwühlt und verschüttet,
Die Hütten zerschlagen, manch' Heim zerrüttet!

Am Ziel. Ein Spähen, ein Händedrücken.
Hier gilt es Schweres zu überbrücken!
Und andern Tags schon die Arbeit braust,
Die Schaufel knirscht und der Pickel saust,
Die Säge, die Axt in die Balken hinein,
Manch' Dach muß neugezimmert sein.

Arbeitsdienst! Die jungen Knochen
Verspüren ihn gern, die Herzen pochen,
Ein Jauchzer fliegt über Schutt und Gestein
Bis in die Hütten und Speicher hinein,
Die schwarzgebrannt am Steilhang kleben
Und die nun erwachen zu neuem Leben.
Am Nachmittag, in Hitze und Glast
Halten die Jungen verdiente Rast.
Das Völklein der Bergler gesellt sich zu ihnen,
Den Dank für die Arbeit in Herzen und Mienen.

Geschafft! Jetzt zieht sich ein sauberer Weg
Zum Dörflein, und dort ein fester Steg
Ueber den Wildling, den Gletscherbach.
Hüben und drüben manch' neues Dach,
Gefügt, gezimmert und eingedeckt,
Das traulich sich wieder ins Blaue reckt.

Arbeitsdienst! Du bist keine Fron,
Nein, eines Willens bist du der Lohn,
Du bräunst die Stirn und die Brust der Jungen,
Die fröhlich zur Hilfe sich durchgerungen.

Arbeitsdienst! Dein Wirken heißt: Segen!
Drum laßt uns die Scherflein zusammenlegen
Für alle die Jungen, die helfen wollen
Den Heimgesuchten, den Sorgenvollen,
Sich selber zum Heil, zum guten Nutzen,
Das Leben zu zwingen, der Not zu trutzen.

Arbeitsdienst! Dess' sind wir bewußt:
Du füllst den Jungen mit Leben die Brust,
Stärkst ihnen Herz und Sinn und Hand
Zum Feiertage im Heimatland!
Helft fort, ihr Jungen, unverdrossen
Als Brüder, Schweizer und Eidgenossen!

Der schönste Fleck des Schweizerlandes.

Eine kleine Gruppe Naturfreunde, die auf der benachbarten Riederalp Ferientage genoß, hatte sich mehr oder weniger zufällig auf dem Riedergrat getroffen und konnte es nicht über sich bringen, schon die freie Höhe zu verlassen. Es war einer jener seltsam stillen, klaren Sommerabende, welche die Berge in jener sonst eher herbstlichen Klarheit zeigten. Man hatte sich behaglich auf einem von allerlei niederem Strauchwerk und Kraut bewachsenen Felsgrätchen gelagert. Das tief Beglückende, das der Weitblick von einer hohen Warte, verbunden mit der größten Mannigfaltigkeit landschaftlicher Formgestaltung, Empfänglichen schenkt, ließ einige Zeit schweigsam verstreichen.

Ein junger Enthusiast rief unvermittelt: „Wie minderwertig bleibt doch alle Kunst solch ewiger Natur gegenüber. Ich könnte schon deshalb nicht Maler werden, weil mir das notwendig Stümperhafte immer die Seele bedrückte!"

Nach einer kurzen Pause erwiderte ein älterer Arzt, der selber in seinen Freistunden gern in aller Verborgenheit zu Stift und Pinsel griff: „Ich fragte mich soeben, warum Ihr scheinbar so begreifliches Wort etwas wie Widerstand in mir wachrief. Wie oft war ich unmittelbar vor der Natur erschüttert, wie oft aber auch vor gemalter Natur! Ich möchte beides nicht missen. Sehen Sie, so ein Abend wie heute läßt uns alles Bedrückende, Kleinliche des Lebens von uns abtun. Es ist wie ein Aufgehen und Heimfinden im grenzenlosen All. Wir erleben Naturzusammenhang. Steh ich aber vor einem Bild, bei dem ich fühle, daß der Maler es doch auch so empfunden hat wie ich und mit voller seelischer Hingabe es dargestellt, da wird wieder auf andere und auch beglückende Weise ein Einsamkeitsgefühl aufgehoben. Ein anderer spürte das Nämliche wie ich. Das gibt Menschenzusammenhang. Es kann ja übrigens auch ein Musiker oder ein Dichter sein."

Es antwortete niemand, und wieder herrschte Stille unter den Andächtigen. In immer wärmere violette Töne sanken die Berge. Die wenigen noch besonnten Schneekuppen leuchteten heiß auf.

„Einen schönern Fleck Erde kann es gar nicht geben in unserer lieben Heimat", sagte dann einfach ein junges Mädchen, das, an eine Freundin geschmiegt, mit glänzenden Augen die Blicke von Gipfel zu Gipfel schweifen ließ.

„Sind Sie schon einmal hinaufgewandert nach Saas-Fee durch den Kapellenweg und sahen dann plötzlich rings um sich den Kranz der hohen Viertausender, von denen die Gletscher niederstürzen auf den grünen Wiesengrund?"

„Haben Sie schon einmal an einem goldenen Oktobertag von der Schynigen Platte aus die einzige Dreieinigkeit des Berner Oberlandes vor sich gesehen?"

Rasch nacheinander wurde beides hingeworfen. Und nun drehte sich das Gespräch eine Zeitlang darum, ob man überhaupt ein Recht habe, irgend einer Gegend die Palme zu reichen. Rigi und Salvatore, die beiden rings von Seen wie von ungeheuren Burggraben umgebenen Zinnen, wurden genannt. Ein Hochtourist erinnerte sich an vielfach gekostetes Bergglück. Andere gedachten der stillen Schönheiten der Juraseen. Ein Blick über das Oberengadin und seine Seenreihe blieb einem weitern, der auf Segantinis Spuren gewandert, unvergeßlich. Wieder einer wollte Thun nicht übersehen wissen, und ein Westschweizer den Blick von Chexbres auf den Genfersee.

Das Mädchen, das den Wettstreit entfacht, meinte aber, wie man überhaupt des Abwesenden gedenken könne, wenn das Gegenwärtige so mächtig sei. Wie man sich so den Eindruck nur einen Augenblick stören lassen könne.

Der Arzt lächelte: „Sie haben recht. Der Maler Hans Thoma, der sicher ein beglückend reiches Landschaftsgefühl besaß, wurde einmal gefragt, welche Gegend Deutschlands er jetzt eigentlich für die schönste halte. Da habe er eine Antwort gegeben, die ich gern cum grano salis für die Schweiz wiederholen möchte: Immer die, wo er gerade gewesen sei."

„O, im Zürcher Industriequartier oder dort unten in Chippis möchte ich gleichwohl nicht wohnen", warf einer

ein. Der Arzt aber erwiderte: „Der Ausspruch ist wohl auch nicht so gemeint, daß an alle von Menschen verdorbene Natur mitgedacht ist, sondern erinnert doch in Bescheidenheit nur daran, daß, je empfänglicher eine Seele ist, sie umso häufiger beglückende Antworten aus allen uns umgebenden Unerschöpflichkeiten erhalte."

Mittlerweile waren die Berge gegen Osten kühl und bleich geworden und später im Nachglühen wieder von zartem Rotviolett übergossen. Im Westen aber schwebte ein zauberhafter Purpurbogen über den tiefern gelblichen Schichten und den immer dunkler werdenden Bergsilhouetten.

„Wir werden aufbrechen müssen, wenn wir noch in der letzten Dämmerung die Alp erreichen wollen."

„O wie schade", rief eine jüngere Frau, „es sollte nie aufhören; aber das Wichtigste wird wohl sein, daß die heilige Stille solcher Bergstunden drunten im Alltag richtunggebend, besänftigend und aufrichtend nachwirkt."

U. W. Züricher.

Volksbildung und Heimat.

Solange die Menschen meistenteils ihrer Lebtag an Ort und Stelle verharrten, wuchs jede Bildung selbstverständlich aus dem Boden der Heimat heraus. Seit wir spielend die weiteste Entfernung überwinden, sind wir vielfach auch innerlich heimatlos geworden. Dieser Umstand hat die meisten „Gebildeten" in einen ausgeprägten Gegensatz zum „Volk", besonders zu den Bauern hinein getrieben. Bald haben die Leute auf dem Lande gelernt, ihre eigenen Schätze gering zu schätzen und sehnsüchtig nach den Scheingütern von Paris, Berlin und London auszuschauen. Wenn heute vermehrte und vertiefte Volksbildung für Erwachsene ein dringendes Gebot der Stunde ist, dann gilt für sie erst recht die Forderung: Solid auf dem Grund der Heimat stehen!

Allein Heimatliebe ist oft nicht viel anderes als eingerostete Gewohnheit, träge Unbeweglichkeit oder weicher Gefühlsüberschwang. Soll sie etwas mehr sein und etwas Besseres bedeuten, dann muß sie einen Inhalt haben. Unsere Heimat bilden Berg und See, Fluß und Bach, Wiese und Wald. Wer kennt sie? Die Oberfläche gewiß — aber der Aufbau der Berge, das innere Wesen des Sees, das Tier- und Pflanzenleben am und im fließenden Gewässer, die Wandlungen in Matte und Forst: — Wem sind sie vertraut? Sie alle offenbaren ihre Geheimnisse nur dem, der sich um sie bemüht, dem Bergsteiger und Skifahrer, dem Ruderer, Segler und Schwimmer, dem Bauern und Förster. Aber auch ihnen muß der Geologe, der Seenforscher, der Botaniker und Zoologe, überhaupt der Wissenschafter, auf allen Gebieten zu Hilfe eilen. Seine Wissenschaft allerdings muß er alles dessen entkleiden, was nach „Fach" oder Pedanterie aussieht. Auch die Mitteilung der „gesicherten Ergebnisse" der Forschung ist keine Volksbildung. Was wir brauchen: Unterstützung bei der Beobachtung, Schärfung unserer Sinne, Anregung zum Verständnis, getragen von der Ehrfurcht und auch vom Wissen um die Grenzen der Erkenntnis.

Heimat bedeutet mehr. Heimat sind vor allem die Menschen, welche unsere heimischen Gaue bevölkern. Sie haben in jahrhundertelangem Ringen die Erdoberfläche im Einzelnen gestaltet, besonders jene Stücke, welche uns Brot, Milch und Obst schenken. Wann wird uns zur Genüge bewußt, welche Kultur, welche verständnisvolle Pflege und liebende Hingabe jede Wiese verkörpert? Zwanzig, vierzig Generationen und mehr haben die Steine fortgeräumt, welche das Schuttfeld von Bergsturz, Gletschermoräne und Ueberschwemmung bedeckten. Im Unterland siehst du sie nirgends mehr: — Heute stehen sie da als der Unterbau unserer Straßen und die Mauern unserer Wohnungen. Aber geh' ins Gebirge und schau die Wälle zwischen den Grundstücken und die imposanten Geröllrippen überall auf den Feldern! Es sind Riesenwerke der ältesten und ausdauerndsten Kultur.

Auf besondere Weise helfen uns die einzelnen Menschen, welche unserer Heimat ihre Arbeitskraft, ihre Fähigkeit, hartes Leid zu ertragen, sowie ihren Mut geschenkt haben, mit dem sie der Enttäuschungen Herr wurden. Sprachen die alten von einem „genius loci", von einem besondern Geist jeder Gegend: — heute können wir uns davon keinen Begriff mehr machen; hier aber taucht etwas auf, das wir zu begreifen vermögen. Nehmen wir uns aber nicht die Mühe, das Andenken an jene Menschen, an ihre Niederlagen und an ihre Siege wach zu erhalten, dann wirkt er nicht den hundertsten Teil dessen, was er zu wirken imstande wäre. Blasiert brauchen wir, was die Pioniere für uns erkämpft, und laufen dabei ständig Gefahr, einen der wesentlichsten Bausteine unseres Charakters zu verwerfen und zu verscherzen: Das dauernde Gedenken an ihre Mühe, aus dem wir selber Mut und Hoffnung schöpfen könnten. Glücklich die Gegend und das Volk, das noch lebendige Erinnerung an ihre bahnbrechenden Männer und Frauen besitzt! Wo die unmittelbare Ueberlieferung ins Stocken geraten ist: — Dringendes Bedürfnis, den Lokalhistoriker und den umfassenden Geschichtskenner herbeizurufen!

Zur Heimat gehört, was in ihr singt und klingt. Wo heute Autohupen und Fabrikgerassel, pneumatisches Hämmern und Steinbrecheknarren alles übertönt und uns alle betäubt, müssen wir morgen wieder die Lieder unserer Väter und unsere eigenen neuen Lieder singen und damit unsere Seele aus dem Bann der Maschinen- und Betonkultur erlösen. Die Singbewegung wird Wunder wirken, wenn sie im eigenen Boden verwurzelt ist.

Zur Heimat gehören die verschiedenen Menschen von heute mit ihrer verschiedenen Arbeit und ihren verschiedenen Auffassungen. Vorbei die Zeit, wo einheitliches Denken und Fühlen an eine frühere Epoche erinnerte, wo der Einzelne eigentlich noch gar nicht lebte, sondern nur die Gemeinschaft von Familie, Stand und Dorf oder Stadt und er als gebundenes Glied in ihr! Sie kann nicht in Wahrheit wiederkehren, höchstens durch Angst und Schrecken, Massensuggestion und Terror für kurze Zeit zusammengezwängt werden. Heute gibt es nur eine wahre Einheit. Zu ihr kann nur Volksbildung führen, nicht Politik. Gottfried Keller hat uns das Wort dafür geprägt: Einheit in der Mannigfaltigkeit. Und das Bildungsmittel dazu heißt: Freundschaft in der Freiheit.

Zur Heimat gehören unsere Kinder und Enkel. Wo wir nur in Vergangenheit weben, wo wir nur in den Sorgen des Heute stecken bleiben: — Keine Hoffnung für wahre Volksbildung! Der Gedanke an das Morgen, nicht ängstlich besorgt, sondern mutig und freudig, führt uns erst recht in unsere wesenhafte Aufgabe hinein.

Heimatliebe ist immer in Gefahr eng zu werden. Uns zu weiten wird zur entscheidenden Aufgabe. Bleiben wir in den Grenzen unserer Familie oder Gemeinde stecken, heben wir den Blick nicht hinaus über Kirchturm und Landesgrenzen, dann verarmen wir. Die Heimat braucht das Fremde. Aufgabe der Volksbildung ist es, dafür zu sorgen, daß aus der Fremde nicht jenes uns verderbe, was auch in der Fremde Gift bedeutet, sondern das andere erkannt wird, was unsere Heimat und die Heimat der andern in gleicher Weise auferbaut.

Die enge Heimat ist nur ein Kleid. Das wahre Wesen der Menschen ist in den verschiedenen Gegenden und Ländern, ja sogar unter den verschiedenen Farben und Rassen vielmehr sich selber gleich, als wir es heute wahr haben wollen. Wahre Volksbildung führt uns zur tiefsten Heimat, zur Heimat unserer Seele. Sie hat ihre tiefsten Wurzeln nicht in Zeit und Raum, sondern in der Ewigkeit.

Fritz Wartenweiler.